Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 44. Posen, den 31. Oktober. 1880.

Der Währwolf von Gundelstatt.

Novelle von Wilh. G . . . . .

I.

Die Trauerfahne.

Die Arbeiten des Feldes waren geendet, die Dunkelheit der Nacht senkte sich auf das Dorf Gundelstatt herab. Um diese Zeit pflegt der Landmann das Innere des Hauses aufzusuchen, die Gassen werden leer und still, tiefe Ruhe und Stille ist rings ausgebreitet. Heute war es in Gundelstatt anders; an den Gruppen der Landleute hätte Jeder sogleich erkennen können, es habe sich etwas Wichtiges zugetragen. Dabei waren die Blicke Aller nach der Gegend des Schlosses gewendet, das seitwärts vom Dorf auf einer Anhöhe lag.

Dasselbe war ein eigenthümliches Gebäude; keiner seiner Theile gehörte den letzten hundert Jahren an, obgleich es in verschiedenen Zeiten gebaut war. So fiel der Ursprung des dem Dorfe abgewandten großen Thurmes mit seinen Zinnen und Schießscharten in das Mittelalter, das Zentrum des Herrensitzes dagegen in die geschmacklose Periode des dreißigjährigen Krieges, während der Flügel, welcher Gundelstatt zunächst lag, deutlich den Stil des Rococo zeigte.

Wer den Blicken der Landleute folgte und das Schloß betrachtete, hätte, ohne daß er den Gesprächen lauschte, sehr bald den Grund der Aufregung erkannt. Von dem alten Thurme flaggte eine große schwarze Fahne im Abendwinde, der sich als Vorbote eines rasch heranziehenden Gewitters erhoben hatte.

„Punkt sieben ging der Pakt zu Ende", kreischte ein altes Weib der größten Gruppe, „da war's aus."

„Laßt den albernen Pakt bei Seite", versetzte ein junger, kräftiger Landmann, „wir glauben nicht mehr an Zaubergeschichten und Hexenspuk."

„Wohl auch nicht an den Teufel, dem Jeder von uns doch bei der Konfirmation entsagt hat?" erwiderte die Alte, „das ist die Frucht der Aufklärung, daß man weder Gott noch den Teufel, weder Himmel noch Hölle gelten lassen will. Nun, Euch, Robert Schmeichel, wird auch einstmals eingeheizt werden, daß Ihr den Herrn Jesus Christus daran erkennen werdet. Ich bin eine alte, erfahrene Frau, und Ihr nur ein junger Spring-ins-Feld, wenn Ihr auch drei Jahre in Berlin als Soldat zugebracht habt. Da habt Ihr den Unglauben eingesogen, sonst nichts. Aber es giebt trotz Euch einen Teufel — ich weiß es — so wahr ich Käthe Rull heiße."

„Habt wohl mit ihm persönliche Bekanntschaft gemacht?" meinte Robert in leichtem, scherzendem Tone.

„Straf' mich Gott, Ihr wollt mich zu einem Teufelsbraten machen!" fuhr die Alte voll Eifer auf, stemmte die Hände in die Seiten und ließ eine Fluth schmähender Worte sich über den jungen Mann ergießen, der vergebens sie zu beruhigen suchte und es endlich vorzog, sich von der Gruppe zu entfernen, um so mehr, da diese sich über die veranlaßte Störung sehr unzufrieden zeigte.

Nach Robert's Entfernung dauerte die Aufregung der Alten noch einige Minuten. Erst nachdem sie ihrem vollen Herzen nach allen Seiten und in den kräftigsten Worten Erleichterung geschafft hatte, ließ sich die zahnlose Käthe bewegen, ihren Bericht fortzusetzen.

„Also punkt sieben", fuhr sie fort, „da war's. Er hatte es vorausgesagt, daß er dann sterben werde. Ihr versteht mich. Wer ihn noch vor drei Tagen gesehen hatte, hätte es nimmer geglaubt, daß es mit ihm schon jetzt zu Ende sein könnte. Er wußte es aber schon. Um vier ließ er sich ankleiden, um den Tod in anständiger Toilette zu empfangen, wie er sagte, so ankleiden, wie er in den Sarg gelegt sein wolle. Christenmenschen lassen sich in ein Sterbehemd hüllen, das dann zu dem Gewande der Engelein wird. Nein, der alte Freiherr ist in seinem Pelzrock gestorben. — „Mit mir wird es in wenigen Stunden rasch zu Ende gehen!" sagte er zu seinem Kammerdiener. Der fragte ihn, ob er den Herrn Pastor oder den Arzt rufen solle. „Ehe der Physikus zur Stelle ist, bin ich ein todter Mann!" meinte der gnädige Herr, und es überrieselte den alten Diener eisig kalt; jener aber fuhr fort: „Was sollte mir übrigens ein Arzt? seine Kunst hinkt. Der Pastor aber mag sie trösten, die selig zu werden hoffen." Ist das nicht deutlich gesagt? O, er hat kein Geheimniß aus dem Pakt gemacht, von dem die Grünschnäbel nichts wissen wollen. Ich sage Euch Gevatter: der Satan geht wie ein brüllender Löwe umher und stellt den arglosen Menschen seine Schlingen."

„Und wie wurde es weiter? Erzählet bis zu Ende, Mutter", hieß es rechts und links.

„Als der gnädige Herr Wolfgang angekleidet war, ging er auf Daniel gestützt in den Familiensaal. Ihr wißt, der liegt in dem alten Thurm. — „Ich will wenigstens in Gegenwart von Verwandten die große Schuld bezahlen", meinte er und ließ sich auf einem großen Lehnsessel nieder. Dann überflog sein Blick die alten Bilder: von Busso mit der schwarzen Rüstung an bis zu Hermann, seinem Vater — und dann sprach er: „Ich kann stolz auf Euch sein, wie Ihr auf mich." Darauf schickte er den alten Daniel hinaus, weil dieser sich nicht der Thränen erwehren könne — ich weiß es besser, Daniel sollte den höllischen Besuch nicht sehen. — Der Alte stand nun im Vorzimmer und lauschte, während er fromm betete. Da hört er plötzlich — Punkt sieben war es — wie der gnädige Herr laut aufschreit. Er schwankt hinein. Da liegt der Baron todt im Lehnstuhl — todt — eisig kalt und blau. Es heißt, ein Schlagfluß habe ihn getroffen. Ja, ja, ich weiß schon, was für ein Schlagfluß. Er wußte Alles, wie es kommen würde, und nie hat der Hagel seine Felder getroffen. Wer erinnert sich, daß ihm ein Stück Vieh oder ein Pferd gefallen ist? Nichts von Allem. Gott der Herr bewahre Euch vor Versuchung und einem unbußfertigen Tode."

Die Ansicht der alten Käthe Rull, daß der Freiherr Wolfgang von Olden-Gundelstatt ein Bündniß mit dem Teufel gehabt habe, war auch im Dorfe ziemlich allgemein. Das Absonderliche, welches der Baron stets zu Tage getragen hatte, sein in der That erstaunliches Glück in Betreff der Landwirthschaft: dies war der Grund zu dem Aberglauben. Wolfgang kannte diesen, hatte sich aber niemals Mühe gegeben, ihn zu zerstören oder ihm nur entgegenzutreten. Kaum daß ein verächtliches Lächeln über die Einfältigkeit des Volkes sich in seinen Zügen zeigte und ihre Finsterniß wie ein jäher, nicht wohlthuender Blitz erhellte.

Die alten Leute des Dorfes erzählten, daß es früher anders gewesen sei, daß Wolfgang freilich in seiner Jugend sich als ein wilder, vergnügungssüchtiger Mensch gezeigt, aber ein heiteres Temperament besessen und vielen Scherz angegeben habe.

Nachdem er dem heimischen Boden den Rücken gekehrt hatte und fünfzehn Jahre abwesend gewesen war, war er als ein Anderer zurückgekommen. Er schloß sich, so viel es anging, von der Welt ab, erzog seine Kinder, beaufsichtigte die Wirthschaft und gab sich Studien hin, von denen der Landmann sonst nichts verstand: naturwissenschaftlichen Studien.

Fern von der Heimath hatte Wolfgang nicht immer die milde Hand des Schicksals kennen gelernt. Ein Fräulein hatte sich sein

Herz erobert, und er hätte sie zum Altar geführt, um sie schon nach drei Jahren zu verlieren, bei der Geburt des zweiten Sohnes. Wolfgang glaubte, sein Herz werde brechen; es brach nicht; aber der laute Trubel der Hauptstadt war ihm zuwider. Er kehrte heim, um sich abzuschließen; er betrachtete die Welt nicht mehr mit vor Freude leuchtenden Blicken. Seit dem Tode seiner Gattin war sein Herz vereist und sein Lebenswein war herbe geworden.

Seine Söhne waren befähigt und ihre Fortschritte in den Wissenschaften erstaunlich; dennoch ließ sie Wolfgang nicht vor dem zwanzigsten Jahre die Universität der Hauptstadt beziehen.

Gottfried und Karl hatten zu Hause unter einem nicht auszuweichenden Drucke gelebt. Wer hätte sich also wundern dürfen, wenn sie sich jetzt in den wildesten Strudel der Ausgelassenheit gestürzt hätten, vielleicht in ihm zu Grunde gegangen wären? Das wäre auch sicher der Fall gewesen, wenn nicht eine Fee ihre schützenden Fittige über sie gebreitet hätte, die schönste und erhabenste Fee: die Liebe.

In der glühenden Leidenschaft, welche dem Geschlecht der Olden-Gundelstatt stets eigen war, offenbarte sie sich ihnen; den Aelteren hatten die Reize einer Bürgerstochter, den Jüngeren die einer Jungfrau aus adeligem Geschlecht, das so alt wie das der Olden-Gundelstatt war, in Bande geschlagen. Als der Vater davon vernahm, gab er Karl zu bedenken, daß er zur Heirath noch zu jung sei, dem ältesten Sohne befahl er jedoch, das Verhältniß zu seiner erwählten Braut zu lösen.

Mit Entschiedenheit trat Gottfried den Forderungen des Vaters entgegen, der durch den Widerstand nur noch mehr aufgeregt wurde. Er drohte dem Ungehorsamen mit Enterbung, ja, er ließ es bei der Drohung nicht nur bewenden, sondern verstieß ihn wirklich, weil er ihm um der Liebe willen zu trotzen gewagt hatte.

„Ich bin fertig mit ihm", rief er aus, „er ist für mich todt — todt für alle Zeiten. Karl allein ist werth, mein Sohn zu sein, auf ihn allein können unsere Ahnen mit Wohlgefallen herabschauen; aber er muß auch wie ich handeln, muß die Bruderliebe aus seinem Herzen reißen. So sei es, so soll es sein."

So hatte der Freiherr seinen ältesten Sohn verstoßen.

Auch Karl weilte nicht auf dem Schlosse, als der Tod dem Vater nahte.

II.

Der Brief des Vaters.

Gottfried war von dem Unwillen seines Vaters nicht zu Boden geschleudert. Er begab sich zu seiner Braut, die er in ihrem väterlichen Hause zufällig allein traf.

„Was ist geschehen? Du schaust so ernst, so gedankenvoll", rief sie bei seinem Anblicke.

„Das Spiel ist vorüber, der Ernst des Lebens beginnt", erwiderte er; „in dem Schicksalsbuche steht verzeichnet, daß ich hinfort nicht mehr müßig die Hände in den Schooß legen darf. Ich muß arbeiten, wenn ich ferner leben will. Clara, ich hatte gedacht, Dir eine dornenlose, glänzende Zukunft mühelos zu bereiten. Das soll nicht sein; ich besitze jetzt nichts mehr als mich selbst."

„Und meine Liebe", fügte das schöne Mädchen hinzu und schlang ihre Arme um seinen Nacken und schaute ihm freundlich in die dunklen Augen. „Wie ist das aber gekommen? Wie hast Du Dein Vermögen verloren?"

„Mit der Liebe meines Vaters, der mich verstoßen hat", antwortete Gottfried.

„Um mich?" fragte Clara. „O, ich ahnte, daß es so kommen würde. Verstoßen um mich!" Sie bedeckte die Augen mit den Händen und weinte, dann sprang sie von dem Sessel auf: „Das darf nicht sein, um mich darfst Du nicht leiden und dulden. Meine Liebe könnte Dir das nicht vergelten. Du mußt Dich mit Deinem Vater versöhnen und sollte — ich — —"

„Clara", erwiderte er und küßte ihr die Thränen von den Augen, „ich habe gewählt, wie ich mußte, ich werde niemals bereuen, was ich gethan habe, wenn Deine Liebe mir bleibt."

„Bis zum Tode", schluchzte sie in schmerzlichem Entzücken. — —

Schon nach wenigen Tagen hatte das Glück dem Verstoßenen gelächelt, daß er in der Redaktion eines Journals eine Stellung fand, die ihm die Mittel gewährte, seine Liebe an den Altar zu führen, seine Braut zu seiner Hausfrau zu machen. Es war zwar nur eine bescheidene Existenz, die er dem Mädchen seiner Wahl bieten konnte; aber die innige Liebe vergoldete sie mit leuchtendem Schimmer. Dazu kam die Hoffnung, daß die Schätze der Wissenschaft, welche er sich angeeignet hatte, ihm in der Zukunft bessere Früchte bringen würden, als die Gegenwart ihm bot.

Uebrigens wußte sein junges Weib ihm das Haus angenehm zu machen. Ihre tüchtige wirthschaftliche Erziehung ließ die Wohnung wie ein Schmuckkästchen erscheinen, dessen vorzüglichster Juwel ihre treue Liebe war.

„Wie glücklich bin ich!" rief er oft aus, wenn er in dem selbstgeschaffenen Heim sein Weib an das Herz drückte: „Das könnten mir keine Milliarden schaffen."

Die Trennung von seinem Bruder ertrug Gottfried leicht. Karl's hochfahrender Sinn hatte niemals mit Gottfried's fester Bescheidenheit harmonirt. Aus der Trennung war eisiger Frost entstanden, den der jüngere Bruder mit dem Befehl des Vaters entschuldigte, jeden Umgang mit dem Verstoßenen — dem Unwürdigen abzubrechen.

Wie Gottfried gehofft hatte, erweiterte sich bald sein Arbeitskreis, seine Einnahmen stiegen, und sein häusliches Glück war von keiner Sorge getrübt.

Als er an dem Mittwoch, der dem Tode des Freiherrn Wolfgang von Gundelstatt voranging, in das Redaktionslokal trat, kam ihm der Redaktionsbote mit seiner steten Beredtsamkeit sogleich entgegen. Das Männchen war dreiundsechzig Jahre alt, aber seine Zunge entfaltete eine Gewandtheit, als wäre sie noch ganz jung.

„Salve, wie die alten Römer sagten, Herr Doktor, salve — ich habe die Ehre, Ihnen einen frohen Morgen zu wünschen. Schönes Wetter! ein wenig warm. Aber was ich sagen wollte, da ist Etwas für Sie angekommen. Ich wette, Sie ahnen nicht, was es ist. Schadet auch nichts. Es steht „Eile" darauf, und Herr Doktor Liebreich wollte mich sogleich zu Ihnen senden, da sagte ich aber: Der Herr Doktor-Baron wird so wie so gleich eintreffen. Ich weiß ja, daß Sie pünktlich sind und die Geschäftsstunden innehalten. Hatte ich nicht Recht, ja ich hatte Recht, wie immer; der alte Adolf Walkenthin — —"

„Ja, ja, Sie hatten Recht; aber ich bitte, kommen Sie zur Sache", warf Gottfried ein und bemühte sich so zu manövriren, daß er zu seinem Pulte gelangen konnte, während das Faktotum der Redaktion ihm mit absichtsloser Geschicklichkeit den Weg vertrat.

„Ich bin bei der Sache", entgegnete der Redselige, „ganz bei der Sache. Der alte Adolf Walkenthin ist immer bei der Sache. Heiliger Christoph, der den Weltheiland getragen hat, Du weißt es, daß ich nie abweiche. Ja, wo war ich stehen geblieben? Wenn Sie mir immer so in das Wort fallen, Herr Doktor, dann verliere ich den Faden. Ja, richtig, Herr Doktor Lieb — —"

„Gundelstatt, es ist ein eiliger Brief für Sie da", ließ sich des Chefredakteurs Stimme vernehmen, „der als Siegel Ihr Wappen trägt."

„Sie hören, ein eiliger Brief!" Mit diesen Worten hatte Gottfried sich bei dem Alten vorbeigedrängt und war in das Zimmer getreten, in dem der Doktor Liebreich und er arbeiteten.

„Das wollte ich ja eben sagen", meinte der Redaktions-Demosthenes; „aber man läßt mich ja nie aussprechen. Das macht die Ungeduld. Was wohl in dem Briefe steht?"

Gottfried hatte, nachdem er dem Freunde einen guten Morgen geboten, sich seinem Pulte genähert, den viereckigen Brief ergriffen, auf dem er zu seinem Staunen die großen, gewaltigen Schriftzüge seines Vaters gewahrte. Er öffnete in zitternder Aufregung das Couvert und las folgende Zeilen:

„Gottfried Baron von Olden-Gundelstatt wird am nächsten Sonnabend um zwölf Uhr in Schloß Gundelstatt sein.

Wolfgang von Olden-Gundelstatt.

„Was sagen Sie zu diesen Zeilen?" fragte Gottfried und reichte dem Freunde den Brief.

Doktor Liebreich rückte sich die Brille auf die Stirn und brachte das Schreiben seinen Augen ganz nahe, dann schüttelte er das Haupt: „Eine Versöhnung scheint die lakonische Kürze nicht zu verkünden. An Ihrer Stelle, Freundchen, würde ich antworten: Gottfried, Freiherr von Olden-Gundelstatt wird am nächsten Sonnabend n i c h t in Schloß Gundelstatt sein. — Das würde imponiren, würde Ihrem Papa zeigen, daß sein Sohn auch Stolz besitzt." Bei diesen letzten Worten schlug er die Arme übereinander und zog die bebrillte Stirn in gewichtige Falten. Das war seine imponirende Stellung.

„Das wäre unehrerbietig“, versetzte Gottfried, „und ich bin überzeugt, daß Sie an meiner Stelle das auch nicht thun würden. Ich kenne Sie darin zu gut, Liebreich.“

„Hm, hm, ich weiß doch nicht. Vielleicht würde ich auch einen Freund senden, um dem Aerger auszuweichen, der hinter solchen Zeilen gewöhnlich lauert. Wenn Sie es wollen, werde ich — —“

„Nein, nein!“ unterbrach Gottfried den Redakteur; „ich muß persönlich erscheinen.“

„Nun, dann wissen Sie ja allein, was zu thun ist, aber Gundelstatt, ich habe gewarnt. Uebrigens sind Sie für den Augenblick ganz gut zu entbehren; die Saure-Gurken-Zeit besorge ich allein ohne die geringste Mühe. Schreiben Sie nur das letzte Theaterreferat und reisen Sie dann mit Gott. A propos, ist wohl eine arge Reklomeheldin die Arbali? Kann es mir denken. Keine Schonung, Gundelstatt! diese Nachtigallen meinen unantastbar zu sein, wenn ein großer Ruf ihnen vorhergeht. Pah, wir wollen es ihr zeigen.“

Gottfried lächelte und machte sich an die Arbeit. In einer halben Stunde war er fertig und bereitete sich, nach Hause zu gehen. Als er dem Redakteur die Hand reichte, sagte dieser: „Gut, Freundchen, morgen über acht Tage sind Sie wohl wieder auf Ihrem Posten?“

„Was sollte mich davon abhalten?“ erwiederte Gottfried.

„Man kann nicht wissen; aber das sage ich Ihnen, sind Sie nicht hier, komme ich nach Gundelstatt, um Sie aus dem Verließe zu holen“, versicherte Liebreich mit heiligem Ernst. „Grüßen Sie mir ihre Frau und Kinder von dem Junggesellen mit dem kahlen Scheitel.“

Clara war nicht wenig erstaunt, als sie ihren Gatten zu so ungewohnt früher Zeit nach Hause kommen sah: „Was ist geschehen? Bist Du krank?“

„Nichts von alledem“, entgegnete Gottfried, „ich habe nur diesen Brief von meinem Vater erhalten, ein Schreiben, das ich mir nicht erklären kann.“

Die Hausfrau nahm den Brief und las ihn, dann sagte sie: „Auch ich kann mir diese Zeilen nicht anders deuten, als daß Dein Vater sich mit Dir versöhnen will.“

„Mein Vater denkt nicht an Versöhnung“, versetzte er; „ich kenne den eisernen Mann, unter dessen Willen sich Alles beugen soll. Auch ist die Kürze des Briefes durchaus nicht angethan, als wolle sich eine rührende Scene dahinter verbergen. Dennoch werde ich dem Befehl gehorchen, und sei es auch nur, um noch einmal ihn zu sehen, der mich zwar von sich gestoßen hat, dem ich aber das Leben verdanke und die Kraft, mich durch das Leben zu schlagen. Er hat viel für mich gethan, und vielleicht ist es mir vergönnt, seine Hand zu küssen.“

„Du guter, edler Mann“, rief Clara, „er muß sich mit Dir versöhnen, es kann nicht anders sein.“

Gottfried machte eine verneinende Bewegung: „Ja, wenn er Dich kennen lernte, Du liebes, holdes Geschöpf, oder unsere Kinder, die prächtigen Jungen; doch dazu wird er sich nie entschließen. Mag es nun sein, was es immer will, ich werde nach Gundelstatt reisen.“

(Schluß folgt.)

Die weiße Frau in den Schlössern von Berlin und Baireuth.

Jede Sage, jedes Märchen ist vernünftig zu deuten, wenn man nicht auf der Oberfläche umherschwimmt, sondern sich in das Meer des Geheimnisses versenkt und seine Tiefen zu erkunden sucht. Es bedarf freilich manches Mal redlicher Arbeit, ehe man den Ausgangspunkt findet, während auch oft wieder das Glück und eine richtige Gedankenfolge den Ausgang des Labyrinthes erkennen läßt.

So hat man lange Zeit nach dem Ursprunge der weißen Frau, des Gespenstes in den Schlössern des hohenzollernschen Geschlechtes, das den Tod eines Mitglied des mächtigen Fürstenstammes andeuten soll, vergebens gesucht, weil man die Untersuchung bei dem falschen Ende angriff und die Historie mehr, als die Kulturgeschichte zu Rathe zog.

Die Sage erzählt: Gräfin Kunigunde von Orlamünde sei zu dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg (Baireuther Linie), der auf der Plessenburg saß, in wilder Leidenschaft entbrannt. Der Gemahl der schönen Frau hatte seit einem Jahre das Zeitliche gesegnet und sie ungemein reich hinterlassen. Von dieser Seite hätte keine Störung eintreten können, und Kunigunde meinte, daß ihre Schönheit und ihre Güter den geliebten Mann wohl veranlassen würden, ihr die Hand zu reichen. Dieser aber antwortete, daß vier Augen zwischen ihm und der Gräfin ständen.

Unter den vier Augen verstand aber die Gräfin von Orlamünde ihre beiden Kinder, welche allerdings Anspruch auf die reiche Hinterlassenschaft ihres Vaters besaßen. Die wilde Leidenschaft umnachtete den Sinn des sonst herrlichen Weibes: sie riß die Nadel aus ihrem dunklen Haar und bohrte sie in das Hirn der Kinder.

„Jetzt bin ich frei“, jubelte sie, „die vier Augen stehen nicht mehr zwischen ihm und mir.“ Sie führte Albrecht zu den Leichen der Kinder; der aber entsetzte sich vor ihr und ließ sie in das Verließ der Plessenburg werfen. Dort starb sie in Verzweiflung und wurde nach dem Tode in dem Kloster Himmelskron, wo schon ihre Kinder ruhten, beigesetzt. Ihr Geist fand aber im Grabe keine Ruhe und wandelt umher, um die Unfälle, welche dem Hohenzollernschen Geschlechte drohten, zu verkünden, ohne sie ändern zu können.

Die Sage hat im Volke solchen Anklang gefunden, daß ein Volkslied entstand, welches das Wunderhorn wiedergiebt. In ihm heißen die Kinder Herkules und Herula, und die Gräfin besitzt einen Mordgenossen Hagen.

Schwarzer Hagen, Du mein Freier,
Fürchtest nicht den schwarzen Schleier,
Fürchtest Du nicht auch vier Augen,
Die zum Zusehn hier nicht taugen?
Setz' Dich hin zu ihren Spielen,
Daß sie keine Schmerzen fühlen;
Daß die Wunden niemals sprechen,
Mußt Du in das Hirn sie stechen.

Noch im Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts behauptete der Verfasser der Chronik der deutschen Klöster, Brusch, die Leichen der beiden ermordeten Kinder in Himmelskron gesehen und berührt zu haben, während sie nach den Annalen der Stadt Nürnberg schon 1552 als Heiligthum nach Bamberg geschafft sind. Weitere Untersuchungen hoben den Leichenstein, unter dem die Gebeine Kunigundens von Orlamünde ruhen sollten und fanden den Leichnam eines Mannes in voller Rüstung. Auch wurde der Beweis geführt, daß die Ehe der Gräfin kinderlos gewesen sei, und daß sie an den Markgrafen Albrecht die Orlamündischen Güter verkauft habe.

Eine zweite Sage über den Ursprung der weißen Frau lautet:

Im Jahre 1571 war der prachtliebende Kurfürst Joachim II. gestorben, und der sparsame, nüchterne Johann Georg folgte dem Vater, dessen Herz in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens der schönen Gießerin ergeben gewesen war.

Anna von Sydow, die Frau des Stückgießers und Artilleriehauptmanns Dietrich von Sydow, hatte durch ihre körperlichen Liebreize wie durch die Anmuth ihres Wesens und ihrer Unterhaltung Joachim in dem Maße für sich gewonnen, daß er für sie Alles zu thun im Stande war. Seine angeborene Prachtliebe wandelte sich in Verschwendung, um dem schönen, minniglichen Weibe zu gefallen. Das geschah zum großen Aergernisse des Volkes, und waren Viele am Hofe, die schon bei des nun verstorbenen Kurfürsten Lebenszeiten nur mit Unmuth ihr die befohlenen Ehren erwiesen hatten, so gab es auch nicht Einen, der nicht, als Joachim die Augen geschlossen hatte, auf die schöne Gießerin schmähte.

Joachim hatte dem Sohne noch auf dem Todbette das Versprechen abgenommen, Anna von Sydow zu verzeihen, was er, der Kurprinz, um sie erduldet habe. Der Fürst hatte jedoch kaum das Auge geschlossen, so traten die Höflinge an Johann Georg heran und forderten Anna's Bestrafung. Er sei das dem Lande schuldig, das sie an den Rand des Verderbens gebracht habe. Johann Georg gab ihnen nach, und wenn er sich auch weigerte, ihr den peinlichen Prozeß machen zu lassen, so ließ er sie doch in Spandow in strenger Haft halten, bis der Tod ihrem Leben 1593 ein Ende machte.

Sie soll nun die weiße Frau sein und sich schon 1598 dicht vor dem Hinscheiden Johann Georg's gezeigt haben. Dieser Annahme wird aber schon dadurch widersprochen, daß das Gespenst

sich schon 1486 bei dem Tode des Kurfürsten Albrecht Achill gezeigt hat; doch vermuthete die böse Welt, daß es damals eine lebende Dame Gertrud von Rosenau, die von dem Markgrafen Friedrich auffallend ausgezeichnet wurde, gewesen sei.

Auch 1540 zeigte sich die weiße Frau auf der Plessenburg; sie war mittlerer Gestalt und der weiße Schleier ließ nur Nase und Augen unverhüllt. Markgraf Albrecht (Alcibiades) glaubte so wenig an das Gespenst, daß er ihm auflauerte, es ergriff und auf den Hof hinunterstürzte und dann ruhig zu Bette ging. Am folgenden Morgen stellte sich heraus, daß es der Kanzler Straß gewesen sei, der sich auch den Hals gebrochen hatte. Uebrigens erwiesen Papiere, die man bei der Leiche auffand, daß er Verrath geübt, ja den Markgrafen zu ermorden geplant.

Ungleich abergläubischer als der Markgraf Albrecht (Alcibiades) erwies sich sein Vetter und Nachfolger Georg Friedrich, der 1560 sein Hoflager auf der Plessenburg hielt. Der Geist zeigte sich dieses Mal sehr ungebührlich, rasselte mit Ketten, lief tobend durch die Korridore, peitschte die Diener und Hofdamen und erwürgte schließlich den Mundkoch, der sich ihm in den Weg stellte. Statt die Sache zu untersuchen, verließ Georg Friedrich sogleich die Plessenburg.

Im Jahre 1617 finden wir die weiße Frau wieder im Berliner Schloß spuken und dies 1619 wiederholen, so daß Kurfürst Johann Sigismund am 22. November das Schloß verließ und zu seinem Kammerdiener Anton Freitag nach der Poststraße floh, wo er am 23. Dezember auch starb. Wie ungemein fest man an das Märchen glaubte, beweist, daß der Hofprediger Berger in seiner Leichenpredigt auf das Erscheinen der weißen Frau kommt und öffentlich gesteht, er wisse nicht, ob sie ein guter oder böser Geist sei.

Jetzt schien sich die weiße Frau eingebürgert zu haben und zeigte sich in passenden und unpassenden Momenten, auch 1660 vor dem Tode der Mutter des großen Kurfürsten. Sechs Jahre später traf sie mit dem Oberstallmeister von Burgsdorff zusammen, der sie sehr respektwidrig anredete und sie eine Blutsäuferin schalt, wofür sie den wackern Herrn die Treppen hinabwarf. Noch übler kam ein Page fort, der von ihr mit einem Schlüsselbunde einen Schlag auf den Kopf erhielt, daß er nach drei Tagen starb.

Im Jahre 1667 sah die erste Gemahlin Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten, die vortreffliche Luise Henriette von Oranien, die weiße Frau in ihrem Lehnstuhl sitzend. Noch in demselben Jahre starb die Fürstin.

In derselben Stellung erblickte sie 1678 der Markgraf Erdmann Philipp von Baireuth, der in demselben Jahre mit dem Pferde stürzte. Er starb im Glauben an — die weiße Frau, von der sich in der Eremitage und im neuen Residenzschlosse von Baireuth zwei Bilder befinden. Das erstere stellt eine Frau in Weiß dar, während das andere, das ältere, eine Dame in dunkler, mit Pelz verbrämter Kleidung zeigt, eine Kappe auf dem Kopfe, deren weißer Besatz in die Stirn fällt.

Nach dem Tode des großen Kurfürsten schien das Gespenst Ruhe gefunden zu haben; erst 1713 sollte Friedrich I., König von Preußen, die weiße Frau wiedersehen. Dieses Mal war es Sophie Luise, die dritte Gemahlin des Monarchen gewesen, welche sich zu dem kranken Gatten in der Nacht begeben hatte, um nach seinem Befinden zu schauen.

In Berlin wurde das Phantom von Friedrich Wilhelm I. gebannt, der es durch seine Grenadiere verhaften ließ. Es entpuppte sich als ein Mann, der unter der Maske des Gespenstes zu seiner Geliebten, einem Kehrmädchen, schleichen wollte. Der König ließ diese weiße Frau in ihrem Aufzuge an den Berliner Pranger stellen und belohnte sie darauf noch, indem er ihr ein Dutzend Hiebe verabfolgen ließ.

Damit ist das offizielle Erscheinen der weißen Frau in Berlin beendet, und es ist nur noch zu gedenken, daß Napoleon I. sie fürchtete. Als der französische Kaiser am 14. Mai 1812 nach Baireuth kam, befahl er ausdrücklich, daß die Zimmer, in denen die weiße Frau sich sehen lasse, nicht für ihn zugerichtet werden möchten. Trotzdem äußerte er, daß er „ce maudit château" nicht wieder betreten werde. Als der Kastellan das Bild der weißen Frau herbeiholen wollte, wies der Korse das Anerbieten mit Rauhheit zurück. Am 3. August 1813 kam er wieder nach Baireuth das zu seiner Aufnahme vorbereitet war; er aber fuhr nach Plauen weiter, in dem er ausrief: „Plutôt à l'enfer qu'à ce maudit château." („Lieber in die Hölle als in das verwünschte Schloß.")

Ehe der Krieg 1866 begann, soll sich die weiße Frau noch einmal in Baireuth gezeigt haben, doch haben Wilhelm I. und Bismarck sie und ihr Warnen nicht beachtet.

Die Sage von der weißen Frau (die außerdem noch auf Schloß Rosenberg ihr Wesen trieb und dort für den Geist der Gräfin Bertha von Lichtenstein angesehen wurde), ist leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß in früheren Zeiten — wie noch jetzt bei den Wenden — weiß getrauert wurde, was folgende Verse aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts beweisen:

„Ein ehrsam Ansehn hat die Folge bei den Leichen,
Wenn zu der letzten Ruh der Armen wie der Reichen
Die Schaar der Frauen folgt, die — was gar löblich steht —
In langen Schleiern und ganz weiß zu Grabe geht."

Dieser Gebrauch schuf die Redensart: „Es wird sich eine weiße Frau da oder dort sehen lassen", wenn man den Tod des Hausherrn erwartete und nicht gerade direkt davon reden wollte. Die Phrase blieb, aber die Bedeutung wurde vergessen, als die schwarze Trauer Mode wurde. Aus der mißverstandenen Phrase jedoch setzte sich die Sage von der weißen Frau zusammen. —e.

* **Noch einmal vom Salamanderreiben.** Die „Köln. Volksztg." schreibt: Wir haben kürzlich eine hochgelahrte Untersuchung mitgetheilt, woher die studentische Sitte des „Salamanderreibens" herstammt. Jetzt geht uns mit dem Motto: „Warum in die Fernen schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah!" die folgende Erklärung zu: „Es ist eine uralte Sitte, das Gefäß vor dem Trinken feierlich zu fassen, mit dem Fuße desselben verschiedene Bewegungen über die Tischplatte zu machen, sei es, um vorher eine Gottheit anzurufen oder ein Erkennungszeichen u. dgl. anzugeben. Bei christlichen Liebesmahlen beschrieb man vorher ein Kreuz, die Freimaurer beschreiben ein Dreieck, die Pythagoräer erkannten sich ebenfalls in diesem Zeichen. Bei Studenten war es von jeher Sitte, bei Rundgesängen mit dem Glase vorher Kreise zu beschreiben, um den Schaum des Bieres abzureiben, bevor die „Ganze" heruntergespült wurde. Das Gläserreiben beim Exercitium salamandri und dem darauf folgenden commersmäßigen Schlag auf den Tisch: Eins, zwei, drei! ist zuerst in Bonn im Carcer exercirt worden. Dem Universitätsrichter Salomon, genannt Salamander, wurden oberhalb des koblenzer Thores in dieser Form die urkräftigsten Pereats gebracht, wenn Freunde den „eingespunnten" Delinquenten besuchten und Bier eingeschmuggelt hatten. Das Gaudium, auf diese Weise dem Herrn „Salamander" zu trotzen, wurde in der tollsten Weise, wenn der Carcer überstanden war, auf der Kneipe fortgesetzt und dem glücklich Befreiten zu Ehren beim Rundgesang manches Pereat auf den Universitätsrichter Salomon durch Salamanderreiben und Austrinken der vollen Gläser nebst üblichem Spektakel dargebracht." Ob der Einsender dieser werthvollen historischen Notiz vielleicht selbst bei der Erfindung des „Salamanders" auf dem koblenzer Thor betheiligt, sei es als „Eingespunnter" oder als einfacher Hausfreund, ist uns nicht bekannt. Vielleicht wird durch diese Zeilen der Erfinder veranlaßt, sich zu melden.

* **Der Philosoph J. J. Rousseau** war bekanntlich von vielen Manieren besessen, welche in Voreingenommenheiten, in einem höchst unruhigen Geiste und in einem mürrischen und mißtrauischem Charakter ihren Ursprung hatten. Eine unbekannt gebliebene sehr bizarre Manier Rousseau's war folgende: Der Philosoph ging in Paris nie aus, ohne eine Karte, ein Stückchen Papier oder einen Brief bei sich zu tragen, worauf sein Name und seine Wohnung bemerkt waren. Er bemühte sich, diese Bemerkungen mit eigener Hand so leserlich als möglich zu schreiben, und legte dann die Karte oder das Stückchen Papier in die Westentasche auf eine in die Augen fallende Weise, so daß sie von dem ersten besten daselbst aufgefunden werden konnte. Seine Absicht war, daß man im Falle eines ihn betroffenenen Unglücks erfahre, wer er sei. — Als Rousseau eines Tages auf seinen Pariser Spaziergängen in die entlegene Straße Menilmontant gerieth, wurde er von einem dänischen Dogge, welcher einem vorüberfahrenden vornehmen Herrn gehörte, angefallen, und, da er mit geringer Widerstandskraft begabt war, zur Erde geworfen. — Rousseau war bald von einer Menschenmenge umringt, doch konnte er, vor Schreck sprachlos geworden, über Stand und Wohnung keine Auskunft geben; nur zeigte er mit der Hand nach der Westentasche, wo seine Adresse sich befand. Als am andern Tage der vornehme Eigenthümer des Hundes nach Rousseau's Befinden durch seinen Diener sich erkundigen ließ, fragte dieser, über das bescheidene Aussehen der Wohnung des Philosophen verwundert, die sich ihm präsentirende Wirthin, womit sein Herr dem Herrn Rousseau nützlich sein könnte. Rousseau, der im Bette lag, richtete sich auf, indem er sagte: ich wünsche, daß der Herr seinen Hund anbinde, und warf sich wieder auf sein Lager zurück.

* **Eine neue Art Sparbüchse.** Ein Herr Bower in Philadelphia hat, um die Kinder an Sparsamkeit zu gewöhnen, eine Sparbüchse erfunden, welche sich von den gewöhnlichen bedeutend unterscheidet. Sie ist aus Metall und hat die Gestalt eines Hundes. Legt man in den Rachen dieses Hundes ein Geldstück, so verschlingt er es, indem er mit den Augen winkt und mit dem Schweife zum Zeichen der Dankbarkeit wedelt; zugleich ein freudiges Bellen ausstoßend.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker u. Co. (E. Röstel) in Posen.